

## Neunzehntes Kapitel.

Abendtafel und Tischgespräche. — Der Raben-Dufaten.

Beatens gastfreundliche Anstalten ließen sich indessen nicht übel an. Sie waltete viel in der nahen Küche, das Feuer prasselte mächtig auf dem Herde, und der Kredenz Tisch wurde mit einigen Flaschen Wein geschmückt. Die geschäftige Martha entschuldigte sich bei dem Referendar, daß sie ihn bisweilen allein lasse, und empfahl ihm, mittler Weile zum Zeitvertreib in Arnds Paradiesgärtlein spazieren zu gehen und ein Glas von Speners lauterer Milch zu kosten. Er mußte denn freilich thun, als ob ihm die vorgeschlagenen Ergößlichkeiten trefflich behagten; aber er zog den aus der Küche wallenden Duft eines Hasenbratens dem Geruch der Paradiesblumen vor, und trank im Geiste den Wein auf dem Schenkische mit starken Zügen, indem er nur zum Schein aus der papiernen Milchflasche nippte.

So verschlich die Zeit bis zum Auftragen der Suppe. „Komm, Herr Jesu, sey unser Gast, und segne, was du bescheeret hast!“ betete Thomas mit rascher Stimme, machte dem Fräulein eine Verbeugung, und griff nach dem Stuhle; doch er irrte sich in seiner Rechnung, die Sache so zu beschleunigen. Beate, mit dem flüchtigen Stoßreim nicht zufrieden, schüttelte etwas unwillig den Kopf, verwies den



voreiligen Gast durch einen Wink zur Ruhe, und deklamirte dann langsam und pathetisch ein sehr feierliches Tischgebet, dessen Verfasser zu der Zeit, da er's entwarf, gewiß nicht so hungrig als unser Referendarius war; denn es dauerte fast eine Viertelstunde, und die Suppe ward kalt, ehe das Amen erfolgte.

Der Schmaus an sich selbst war ohne Tadel: nur Schade, daß der arme Thomas nicht mit Ruhe und Seelengenuß essen konnte, weil ihn seine Wirthin mit neugierigen Fragen über sein Geschlechtsregister bestürmte. Er antwortete Anfangs sehr kurz, und sie ließ sich das gefallen, so lange von Ahnherren die Rede war, die im Heere gedient oder als Landjunker gelebt hatten. Als er aber, um ihr recht nach dem Munde zu reden, einen Aeltervater aus dem Stegreif erschuf, der ein wohlverdienter Seelsorger und erbaulicher Liederdichter gewesen seyn sollte: da verlangte sie genauere Nachrichten von diesem ehrwürdigen Manne, und ängstete den muthwilligen Lügner mit einem Bienen-schwarm der dringendsten Fragen nach dem Leben und Wandel dieses geistlichen Urahnens, nach seinen Hühnern und Gänsen, und sogar nach seiner Perücke. Thomas hatte alle seine Verschlagenheit nöthig, um sich mit geschickten und unverdächtigen Antworten aus dieser Klemme zu ziehen; aber es gelang ihm vollkommen, und seine Zähne versäumten dabei ihr Geschäft so wenig, daß einige nicht zeitig genug gelüftete Westenknöpfe dem Andrang des schwellenden Bauches weichen mußten und absprangen.

Fräulein Beate, die eben nicht geizig war, bemerkte mit Vergnügen, daß es ihrem Gast so wohl schmeckte; doch weniger schien ihr zu gefallen, daß er weder ein volles noch ein leeres Glas vor sich leiden konnte, sondern jenes immer schnell ausstürzte, und dieß eben so geschwind



wieder füllte. „Wie finden Sie meinen Wein?“ sagte sie, und spöttelte wahrscheinlich durch diese Frage, die ausserdem höchst überflüssig gewesen wäre, weil Thomas schon vorläufig durch Ausleerung einer ganzen Flasche darauf geantwortet hatte. „Ein köstlicher Burgunder!“ rief er begeistert aus, und hielt das Glas gegen das Licht. „Er ist nicht übel;“ sagte sie; „aber —“ und singend fuhr sie fort:

Ein Tröpflein von den Reben  
Der süßen Ewigkeit  
Kann mehr Erquickung geben,  
Als dieser eiteln Zeit  
Gesammte Wollustflüsse,  
Und wer nach jenen strebt,  
Tritt unter seine Füße,  
Was hier die Welt erhebt.

„Mit billiger Ausnahme des Weins!“ fiel Kellerwurm ein. „Es wäre doch Sünde, die edle Gottesgabe mit Füßen zu treten.“

Diesen Einwurf mußte das fromme Fräulein gelten lassen. Thomas zechte nun triumphirend noch stärker, und liebäugelte mitunter (wenn Beate, die Augen gen Himmel — oder vielmehr nur an die Stubendecke — richtend, nicht auf ihn Acht gab) mit der anmuthigen Kammerjungfer, die leichtfüßig die Tafel umschwebte und die Geschäfte eines Truchseß und Mundschenken versah.

So befand sich der Schmauser vortrefflich; nur durfte er nicht daran denken, daß er von allen Münzen der Welt verlassen war. Das mischte Galle unter seinen Wein, und er dünkte sich der ärmste Lazarus auf Erden, weil er einer Dame gegenüber saß, die er für wohlhabender hielt als den berühmten reichen Mann im Evangelio, der aber wahr-



scheinlich jetzt eine sehr unbedeutende Rolle spielen und ein schlechtes Haus machen würde.

Glücklicher, und wohl auch pffiffiger, als der alte Lazarus, ergriff der neue folgende zufällige Gelegenheit, seine traurigen Umstände vor der Hand ein wenig zu verbessern.

Beate rühmte gegen das Ende der Tafel mancherlei Tugenden ihres Raben, und fragte bei dieser Veranlassung: „Ist Ihnen, mein Herr Referendar, die Anekdote bekannt, daß vor mehreren Jahrhunderten ein König von Ungarn einen Raben, der ihm einen Ring entwandt hatte, im Fluge schoss, und, zum Andenken dieses Vorfalles, Dukaten prägen ließ, die man Raben-Dukaten nennt?“ —

Thomas hatte nie ein Wort von dieser Geschichte gehört, und antwortete dennoch rasch: er kenne sie aus dem Grunde, sey aber noch nicht so glücklich gewesen, einen solchen Dukaten zu Gesicht zu bekommen, ob er sich gleich, da er das Steckenpferd der Münzliebhaberei mit Leidenschaft reite, die äußerste Mühe darum gegeben habe. „Vielleicht kann ich Ihren Wunsch befriedigen,“ sagte Beate, und das war gerade der Punkt, nach dem er gezielt hatte.

Sie stand auf und holte aus ihrem Kleinodenschranke ein schwarzes Kästchen, das an Größe und Gestalt einem Gesangbuche glich. Dafür hielt es auch der lauernde Spekulant, und es war ihm schon bange, der besprochene Dukaten möchte vergessen und wieder ein Lied angestimmt werden. Als aber Beate das schwarze Buch öffnete, zeigte sich ein erfreulicher Inhalt, der tausend andern Büchern zu wünschen wäre, und sicher den Beifall aller Leser und Rezensenten erobern würde — kurz es war mit den schönsten Dukaten gefüllt.

„Poß tausend!“ rief der Referendar: „Wer solche Gesangbücher hat, der kann mit Lust singen!“



Dieser Einfall kam ihr entweder etwas unheilig oder allzu vertraut vor: denn sie drohte mit dem Finger, und es schien gar, als wollte sie das köstliche Buch ungelesen wieder verschließen. Doch, anders sich besinnend, suchte sie unter den vielen Goldmünzen, die es enthielt, einen Raben-Dukaten heraus und zeigte ihn vor.

Der Referendar betrachtete ihn mit lüfternen Augen und warf die Angel der Schmeichelei durch die Bemerkung aus: daß der mit dem gestohlenen Ring im Schnabel darauf abgebildete Dieb bei weitem kein so ehrliches Gesicht habe, wie der Busprediger im Kästch, sondern eine wahre Galgenphysiognomie. „Uebrigens möcht' ich wohl einen solchen Dukaten besitzen;“ fuhr er fort. „Ich wollt' ihn auf der Stelle gegen zwei vollwichtige Holländer eintauschen.“ — Mit dieser Prahlerei griff er in die Tasche, als läge da ein ganzes Regiment Holländer im Quartier. Das Fräulein bat höflich, seine Börse ruhen zu lassen und den Raben-Dukaten als ein Ehrengeschenk und freundschaftliches Denkzeichen von ihr anzunehmen. Er wehrte sich heftig dagegen, und gab endlich bloß unter der Bedingung nach, daß ihm erlaubt seyn müsse, das Goldstück zu ersetzen, sobald er eine Dublette aufgetrieben habe. Um ihn zu beruhigen, willigte Beate in diesen Vorbehalt, bat jedoch dringend, sich nicht ängstlich darum zu bemühen, sondern die Sache dem Zufall zu überlassen. „Mit nichten, mein gnädiges Fräulein!“ sprach er: „Ich werde von Stund' an weit und breit darnach aufstellen.“ —

Hiermit steckte er, nach unterthänigster Dankagung, den goldnen Raben ein, ließ ihn aber kurz darauf, als er von Beaten weg ging und in eine Gesellschaft lustiger Nachtschwärmer gerieth, schon wieder fliegen.